

Die Thierwelt

Eine

Illustrierte Naturgeschichte der jetzt lebenden Thiere

In gemeinverständlichen Abhandlungen

und nach dem

neuesten Standpunkte der Naturwissenschaften für das Volk bearbeitet

VON

R. Bommeli

Stuttgart

Verlag von J. H. W. Dietz

1894

in mehreren Arten bekannt. Sie besaßen sowohl an den Vorder- wie an den Hintergliedern drei Zehen, von denen die mittlere am stärksten entwickelt war. Neben großer Uebereinstimmung mit den Tapiren finden sich auch Anklänge an die heutigen Einhufer. Bei jüngeren Gattungen treten die beiden seitlichen Zehen mehr und mehr zurück, bis schließlich der Fuß einzig wird. Es darf heute fast als erwiesen betrachtet werden, daß Tapire und Einhufer von denselben Vorfahren abstammen, daß sie aus einer und derselben Wurzel entsprossen sind.

Nashörner.

Die heutigen Nashörner oder Rhinocerosse gehören wie ihre Vettern, die Tapire, ausschließlich der heißen Zone an: Ostindien mit seinen Inseln, das südliche China und Afrika bilden deren Heimath. Zur Zeit leben noch sechs oder sieben Arten; zahlreiche andere, die einst Asien, Europa und Nordamerika bis zu den Küsten des Eismeeres bewohnt haben, sind längst ausgestorben und nur in fossilem Zustande bekannt. Die Entdeckung dieser Letzteren war insofern von außergewöhnlicher Bedeutung, als dadurch die nahe Verwandtschaft der plumpen Nashörner mit den schlanken Pferden aufs Glänzendste nachgewiesen wurde. Die ältesten Formen waren noch ohne Horn und ihr Gebiß war ähnlich demjenigen der Paläotherien; die jüngeren Formen nähern sich aber mehr und mehr den heutigen, und die drei Zweige der Unpaarzehen, nämlich die Tapire, Rhinocerosse und Pferde oder Einhufer gehen immer weiter auseinander, je mehr sie sich der Gegenwart nähern. Immerhin zeigt noch der innere Leibesbau der heutigen Nashörner eine überraschende Aehnlichkeit mit dem der Einhufer.

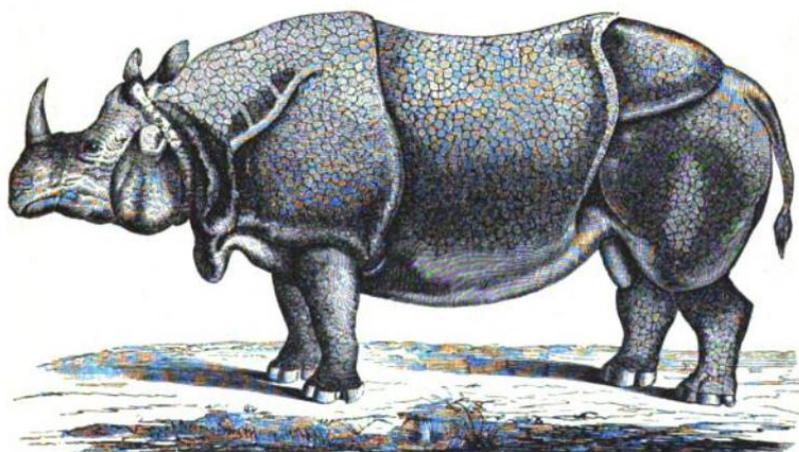
Die Nashörner sind plumpe, mißgestaltete, große Dickhäuter mit langgestrecktem Kopf, dickem Hals und Wanst und kurzen, dicken, krummen Beinen. Das indische Nashorn mit nur einem Horn auf der Nase wird etwa zehn Fuß lang und fünf Fuß hoch; alte Männchen sollen bisweilen dreizehn Fuß Länge bei sieben Fuß Höhe aufweisen. Dabei sind die walzenförmigen Beine nur zirka zwei Fuß lang. Das Gewicht eines solchen Ungethüms schwankt zwischen 40 und 60 Zentnern. Das Horn kann über zwei Fuß Länge und am Grunde einen Fuß Umfang erreichen. Es besitzt keinen Knochenzapfen und ist als ein reines Oberhautgebilde zu betrachten, gleich den Haaren und Nägeln. Bei der Verwesung des Körpers fällt es ab. Die Augen sind klein und überdies selten ganz geöffnet, die Ohren lang, schmal, spitz und äußerst beweglich. Die Oberlippe endigt mit einem fingerartigen Fortsatz, der als Greiforgan benutzt wird. Die Füße besitzen je drei Zehen mit großen Hufen. Die zolldicke Haut

ist hart, panzerartig, gefelbert, nur an wenigen Stellen mit Borsten versehen. Regelmäßig vertheilte tiefe Falten dienen zur Erleichterung der Bewegungen. Bei den afrikanischen (zweihörnigen) Arten dagegen ist die Haut auf den Seiten weich und ohne Falten.

Die Nashörner sind träge, langweilige, geistig beschränkte und sehr bössartige Geschöpfe; einige, wie das weiße und das Sumatra-Nashorn, werden als harmlos bezeichnet. Hinsichtlich ihrer Nahrung sind sie nicht gerade wählerisch: Schilf- und Steppengräser, Baumblätter, Disteln und harte Stauden, selbst Dornen bilden ihr Futter. Wo sie in bebaute Felder einbrechen, richten sie gewaltigen Schaden an. Das weiße oder stumpfnasige Nashorn, durch lichtgraue Farbe und riesige Hörner ausgezeichnet (das vordere wird einen Meter lang), bewohnt die Steppen des südlichen Afrika und ist bei eintretender Dürre zu großen Wanderungen gezwungen; die übrigen bewohnen vorzugsweise wasserreiche Gegenden, wo sich Gelegenheit zum Trinken und Baden bietet. Mit größtem Wohlbehagen und unter lautem Grollen pflegen sie sich täglich einmal im Schlamm zu wälzen, um sich von zahlreichen Quälgeistern zu befreien und gegen neue durch Auflegen einer Schlammsschicht zu schützen. So dick und hart die Haut des Rhinoceros auch sein mag, so empfindlich ist sie gegen die Stiche von Mücken, Fliegen, Bremsen und anderem Ungeziefer. Die Schlammdecke gewährt freilich nur unvollkommenen Schutz, denn bald springt sie und bröckelt ab, worauf die geflügelten Bestien wieder ungehinderten Zutritt haben. Oft sieht man den schwerfälligen Riesen wüthend zum nächsten Baum eilen und sich an dessen Stamm dermaßen reiben, daß die Haut wund und in der Folge mit Geschwüren bedeckt wird, die wiederum eine Menge schmarotzender Insekten nach sich ziehen. Diese haben freilich auch wieder ihre Feinde. Mehrere Arten von Vögeln pflegen nämlich die Nashörner beständig zu begleiten und sich von dem Ungeziefer zu nähren, von welchem Letztere wimmeln.

Das Nashorn ist kein Freund von großer Hitze und verbringt daher den Tag schlafend oder doch unbeweglich im Schatten des Urwaldes; seine Thätigkeit beginnt gewöhnlich erst mit Anbruch der Nacht. Der Weg, den es zu nehmen gewohnt ist, wird durch gerade Straßen bezeichnet, die durch das ärgste Dickicht gebahnt sind. Was ihm im Wege steht, wird mit den Füßen zerstampft oder mit dem gewaltigen Horn niedergebroschen. Das javanische Nashorn ist berühmt durch die — man darf wohl sagen kunstvollen — Straßen, welche es an den Abhängen der Berge bis in die Höhe von 3000 Metern (gleich der Centralspitze des Gotthard) anlegt, wo das Thermometer oft bis unter den Gefrierpunkt sinkt. „Jene Pfade erscheinen fast wie ein Werk der Menschen. Es sind Kanäle, ausgehöhlte

Rinnen, welche in den kühnsten Linien die Zacken der Vulkane umkreisen und, überall gleich breit und tief, nur eben Raum für die durchdrängende Masse des Thieres gewähren. Ihre Seitenwände sind hohl und glatt, auch da, wo sie aus festem Fels bestehen, zum deutlichen Beweise, daß diese Wege vielleicht schon Jahrhunderte lang betreten worden. Oft wird das Nashorn in ihnen getödtet. Nicht als ob der Jäger in der unausweichlichen Enge dem gewaltigen Thiere entgegenträte; dies wagt er selbst auf dem günstigsten Terrain nicht leicht, sondern er befestigt an den steilsten Stellen, da, wo das Rhinoceros kletternd den Bauch auf dem Boden schleppen läßt, große Sichelu in demselben, die er mit Moos und Reijßig verdeckt. An ihrer Schneide schließt sich das Thier den Leib auf und verblutet.“



Jubisches Nashorn.

In manchen Gegenden wird das Nashorn in tiefen Gruben gefangen, welche man auf seinem Wechsel gräbt und mit Aesten, Zweigen und Erde zudeckt. Afrikanische Jäger suchen es während des Schlafes zu beschleichen und ihm möglichst viele Wurffpieße in den Leib zu schleudern. Der Europäer tritt ihm im freien Feld entgegen und bedient sich selbstverständlich des Feuergewehrs. Es ist eine Fabel, daß eine Kugel die Haut nicht zu durchdringen vermöge; aber gleichwohl ist die Jagd gefährlich, weil das Thier auf den rechten Fleck getroffen werden muß, wenn es erliegen soll. Verwundet, nimmt es augenblicklich den Kampf mit dem Menschen auf und eilt in unbändiger Wuth auf seinen Feind los, wobei es sich weniger vom Gesicht als vom Gehör und dem überaus feinen Geruch leiten läßt. Geübte und gewandte Nashornjäger lassen das Anthier auf zehn oder fünfzehn Schritte herankommen und springen alsdann zur

Seite, wodurch der tobende Geselle die Bitterung verliert und weiterfürzt, um an irgend einem lebenden oder leblosen Gegenstand seine Wuth auszulassen. Wenn es nichts findet, reißt es wenigstens mit seinem Horn sechs bis acht Fuß tiefe Furchen in die Erde, daß die Steine wie bei einer Explosion nach allen Seiten hin fliegen.

Von dem erlegten Thier sind fast alle Theile nutzbar. Fleisch und Fett werden gegessen; das Blut wird von den abergläubischen Eingeborenen wegen seiner geheimnißvollen Kräfte hochgeschätzt; aus der Haut verfertigt man Schilde, Schüsseln, Peitschen und Anderes, aus dem Horn Säbelgriffe und Trinkbecher. Ein solches Trinkgeschirr soll die Eigenschaft besitzen, giftige Flüssigkeiten durch Aufschäumen unfehlbar anzuzeigen und sieht daher bei den vornehmen Orientalen in besonderem Ansehen.

Einhufer oder Pferdethiere.

Kurze Charakteristik der ganzen Ordnung. — Wilde und verwilderte Pferde. — Der Tarpan. — Das zahme Pferd. — Der Esel. — Bastarde von Pferd und Esel. — Tigerpferde.

Die Ordnung oder Unterordnung der Einhufer zählt nur eine einzige Familie, nämlich diejenige der pferdeartigen Thiere.

Man kennt zur Stunde zirka acht lebende und ebenso viel ausgestorbene Arten; außerdem hat man noch Skeletttheile zahlreicher Formen aufgefunden, welche als die Vorläufer und Stammväter der heutigen Pferde anzusehen sind. Man weiß, daß ungefähr zu der Zeit, als sich der Londonthon, der Pariser Grobkalk und der Glarner Schiefer ablagerte (genauer gesprochen beim Beginn der Tertiär- oder Braunkohlenperiode), fünfzehige Huftiere existirten, welche die Merkmale verschiedener jetzt scharf getrennter Säugethierordnungen in sich vereinigten, daß alsdann eine Spaltung in mehrere Stämme erfolgte und daß bei einem dieser Stämme in besonders hohem Grade die Neigung zur Reduktion der Zehen auftrat, bis nur noch eine Zehe blieb, wie beim Pferd. Nach den fünfzehigen Unpaarhufern folgten solche mit vier und hierauf solche mit nur drei Zehen. Die erste und die fünfte Zehe verschwanden allmählig im Laufe zahlloser Generationen. Hierbei blieb jedoch die Natur nicht stehen. Bei einem Zweig der tertiären Unpaarhufer traten die beiden äußeren Zehen immer mehr zurück und verschwanden schließlich ebenfalls bis auf einige leise Andeutungen, die sog. Griffelbeine. (Vergl. Fig. Seite 84 nebst zugehörigem Tert.) Gleichzeitig mit der Reduktion der Zehen gingen aber noch andere Aenderungen vor sich: Die unteren Theile der Glieder wurden im Verhältniß zu den oberen immer länger, das Gebiß näherte sich mehr und mehr dem unseres